

stunde eines Einsiedlers“, denen wertvolle Einführungen des Übersetzers und eine ausführliche Biographie Pestalozzis beigegeben waren. Diese Übertragungen wurden so begeistert aufgenommen, daß Zsengeri sich entschloß, eine Auswahl von Pestalozzi-Schriften und -Reden herauszugeben, wobei er von Hunziker, Mann, Seyffarth und Morf bestens beraten wurde. So erschienen 1879–1882 vier starke Bände, die mit ihrer tiefgründigen Darstellung der Methode in keiner Lehrerbibliothek mehr fehlten. Von da an nahmen die Arbeiten über Pestalozzi rasch und in einem Maße zu, daß im Interesse einer Übersichtlichkeit und Zusammenfassung 1898 von Julius Havas und Koloman Harsányi eine eigene Pestalozzi-Wochenschrift, „Der ungarische Pestalozzi“, begonnen wurde, die für die Ausbreitung der Pestalozzischen Ideen in Ungarn Großes geleistet hat. Havas gründete 1902 die „Ungarische Pestalozzi-Gesellschaft“, die seit dem Tode ihres Gründers an Stelle der erwähnten Wochenschrift ein „Pädagogisch-charakterologisches Jahrbuch“ herausgab. Für jugendliche Verbreiter errichtete sie 1927 ein heilpädagogisches Institut, das „Pestalozzi-Heim“ in Pesterzsébet. Die „Ungarische Pestalozzi-Gesellschaft“ gab zu zahlreichen Pestalozzi-Studien (spez. von Ladislaus Szabó, 1915) den Anlaß und machte Pestalozzi auch akademie- und hochschulfähig. Die ungarischen Universitäten interessierten sich immer intensiver um seine Lehren und in den Professoren Ernst Fináczy (Budapest) und Stefan Schneller (Klausenburg) erstanden dem „Pestalozzismus“ zwei Fackelträger, in deren Akademievorträgen, Hochschulvorlesungen und Seminarien über Pestalozzi eine Generation von Pädagogen erzogen wurde, die berufen und befähigt ist, am Wiederaufbau des nunmehr zusammengebrochenen Ungarns erfolgreich mitzuwirken. Sie will sich an die Inschrift des von Ungarn so oft besuchten Pestalozzi-Grabes halten:

„Alles für andere — für sich nichts!“

LITERATUR

Ein Anbahner der Reformation

In einem köstlichen, kürzlich im Verlag von Benno Schwabe in Basel erschienenen Buche macht uns Leonhard von Muralt, der uns ja allen wohlvertraute Betreuer unsrer „Zwingliana“ und als Erforscher der Reformationsgeschichte reich geschätzte Ordinarius für neuere Geschichte an unsrer Zürcher Universität, mit Machiavellis Staatsgedanken vertraut¹. In oft geradezu

¹ Leonhard von Muralt: Machiavellis Staatsgedanke. Basel 1945. 227 S.

überraschender, Machiavelli aber immer sorgsam zitierender und sinngemäß übersetzender Gedankenführung vermittelt uns der Verfasser dieses die tiefsten Fragen des Staatslebens anscheinenden Buches die Erfassung eines ganz andern Machiavelli, als uns bisher geläufig war. Daß der Florentiner Staatssekretär und Diplomat, der wie sein noch berühmterer dichterischer Landsmann Dante Alighieri das Brot der Verbannung essen mußte, nicht der kaltherzige Verherrlicher eines gewissenlosen Despotismus ist, als den ihn des Preußenkönigs Friedrich „Antimachiavell“ auf Grund gewisser Ausführungen im „Principe“ hinstellt, haben die Forschungen der letzten Jahre seit Friedrich Meinecke und Gerhard Ritter eindeutig bewiesen. Augustin Renaudet und Werner Kägi lassen uns Machiavelli als überzeugten Republikaner erkennen — auch dort, wo er harten Notwendigkeiten des Augenblicks weitreichende Zugeständnisse macht und für Zeiten der Entartung und Not der starken Hand des Principe umfassende Machtbefugnis zuspricht. Den entscheidenden Schritt zur Erfassung der Machiavellischen Staatsauffassung tut erst von Muralt's Buch. Es geht da, in strengster Anlehnung an des Florentiners Gedankenführung und sorgsamster Auslese seiner Darlegungen speziell aus dem Discorsi und dem Principe sowie den mit Recht so berühmten diplomatischen Berichten, um den rechten Staat. In methodisch abgestufter, jede Kategorie aus der vorausgehenden logisch ableitender Darstellung dringt dies Fragen nach dem rechten Staat zu den letzten sittlichen Begriffen und damit zu einem letztmaßgebenden göttlichen Normsetzer vor. Indem Machiavelli in einer im göttlichen Willen gegründeten, die lebendige Liebe zur Freiheit immer neu weckenden republikanischen Ordnung diesen rechten Staat erkennt, sagt er auch uns Schweizern, welche Gabe und Aufgabe zugleich uns in unserm staatlichen Gefüge geschenkt ist. Ausdrücklich beruft sich Machiavelli, indem er auf klassische Beispiele des rechten Staates hinweist, nicht nur auf die längst dahingeschwundenen Republiken der Antike, er macht auf lebendige Vorbilder aufmerksam und berichtet von den Verhältnissen in oberdeutschen Ländern, weil sie ihm vorbildlich erscheinen. Hier gibt es nur Bundesgenossen, nicht Untertanen. Im einzelnen mag Machiavelli da späteren Entwicklungen vorgegriffen haben, das Prinzip unsrer Eidgenossenschaft hat er voll erfaßt. Er läßt es uns warm verspüren, welch reiches Gut uns in unserm Rechtsstaat anvertraut ist und wie Besinnung auf den göttlichen Geber Voraussetzung seiner rechten Verwaltung ist.

Die Reformation hat nicht nur die Beziehungen zwischen Kirche und Staat auf eine völlig neue Grundlage gestellt, sie hat vor allem die grundsätzlichen Richtlinien für die rechte Bewertung des Staates neu ausgearbeitet. Der Staat wird, wie alles Gut dieser Welt, Werkzeug Gottes, Erhalter der Ordnung und Strafer des Bösen. Vom rechten Staat kann nur soweit die Rede sein, als er, frei von allen Dämonismen der Macht, dieser göttlichen Bestimmung gerecht wird. Er verliert damit jeden Selbstzweck, er wird entgottet. Hat noch 1934 Rudolf Liechtenhan Machiavelli als den Vater der modernen Staatsvergötzung bezeichnet, so räumt von Muralt mit dieser Bewertung eines so eminent geistreichen Beurteilers seiner Zeit gründlich auf. Indem Machiavelli die Frage nach dem rechten Staat stellt, beweist er, daß ihm — mit Zwingli gesprochen — die Conscientz bestimmender kritischer Faktor ist. Indem er den rechten, die Menschen zur lebendigen Liebe zur Freiheit erziehenden Staat auf das Fundament der Religion, und zwar „unserer“, d. h. der christlichen Religion gründet, führt er auch diese Auswirkung kulturellen Müehens auf eine überweltliche, letzte Instanz zurück. Wie scharf er, der die Verwirklichung des rechten Staates postuliert, die Wirklichkeit rundum gesehen hat, beweist der offene Hinweis darauf, „daß die Völker, welche

der römischen Kirche, dem Haupt unserer Religion, am nächsten sind, am wenigsten Religion haben“. Ja, wir haben Belege dafür, daß Machiavelli, der vom verständigen Lesen der Bibel redet, „die Schriften des Neuen Testaments, die ‚fondamenti della religione‘, mit selbständigem kritischem Sinne gelesen hat. Wie könnte er sich sonst ein so bestimmtes Urteil über die Auslegung der Religion erlauben?“.

Da umweht uns Luft der Reformation. Die gewaltige, in ihren Auswirkungen längst nicht erschöpfte Geistesrevolution hat ihre Anbahner gehabt. Gewiß hat der göttliche Funke im Gemüte der Genien gezündet und unsre reformatorischen Heroen auf den Plan gerufen. Aber es bedurfte auch einer Resonanz bei den Massen und besonders in Köpfen und Herzen ihrer verantwortlichen Führer. Das Volk mußte vorbereitet werden. Der Humanismus ist als Gesamterscheinung Anbahnung der Reformation. Aber es gab auch einzelne, besonders helllichtige und den Erscheinungen und Zusammenhängen auf den Grund gehende Köpfe. Sie waren Wegbereiter in außerordentlichem Maße. Zu ihnen gehört Niccolò Machiavelli. Leonhard von Muralt's Buch macht uns das ganz klar. Es läßt uns den Geisteshauch der Reformation spüren, der schon die Generation des 15. Jahrhunderts und damit die gigantische Epoche der Renaissance berührte. Es ist eine prächtige, eine große Zeit charakterisierende und den Rahmen der Monographie mit der Weite ihres Gesichtskreises sprengende Einführung in eine Weltenwende, die uns unser unermüdlicher Zürcher Forscher geschenkt hat.

Zürich-Höngg

Rudolf Hauri

Die beiden Arbeiten von

Walter Schmid, Der Beitritt Zürichs zum französischen Soldbündnis 1614, und Helen Gmür, Das Bündnis zwischen Zürich/Bern und Venedig 1615/18. (Schweizer Studien zur Geschichtswissenschaft, Neue Folge, Bde. I und 6. Verlag AG. Gebr. Leemann & Co., Zürich 1943 und 1945).

zeigen in umfassender Behandlung der politischen Zusammenhänge, mit denen die evangelischen Städte der Schweiz innerhalb des europäischen Staatensystems zu Beginn des 17. Jahrhunderts rechnen mußten, wie besonders in Zürich die zwingliche Tradition, sich vom Solddienst und den Pensionen fernzuhalten, aufgegeben und neue Wege eingeschlagen wurden. Walter Schmid, dessen Arbeit vor derjenigen Emil Usteris erschienen war, macht in überzeugender Darstellung klar, daß sich in Zürich diese Wandlung sehr langsam schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts anbahnte, weil die Stadt auf die Dauer sich nicht politisch völlig isolieren lassen konnte. Faktisch trat sie schon 1602 bei der Erneuerung durch Heinrich IV. dem französischen Soldvertrage bei. Dann zeigte sich immer deutlicher, daß Zürich gegenüber dem Aufstieg der habsburg-spanischen Macht und ihres Bündnissystems, dem sich die katholischen Eidgenossen ja schon 1587 angeschlossen hatten, Anlehnung an die europäische Macht suchen mußte, die imstande war, der spanischen Vormacht entgegenzutreten, Frankreich.

Da Zürich und Bern rings von katholischen Ländern umgeben waren, bedeuteten die Pässe durch Graubünden nach Venedig, das zwar nicht entschieden Stellung nahm, aber doch nicht auf der Seite Spaniens stand, eines der wenigen Tore in die Welt hinaus. Der Anschluß an die Lagunenstadt war eine außen- und handelspolitische Sicherung. Ein Bündnis mit der deutschen protestantischen Union war infolge der großen Entfernung kaum möglich, wenn auch das Bündnis mit dem Markgrafen von Baden wenigstens eine schwache Brücke nach Norden darstellte.